

(Nachdruck verboten)

27 Am häuslichen Herd.

Roman von Swan Franto.

„Vor vier Jahren habe ich mein ganzes Vermögen verloren,“ fuhr er fort.

„Vor vier Jahren?“ rief der Hauptmann, der seine Aufregung nicht bemeistern konnte und sich unruhig im Sessel bewegte.

„Ja, mein Söhnchen, vor vier Jahren,“ bestätigte Kurter, ohne seine Aufregung zu begreifen. . . . „Das ist eine lange Geschichte. Sie haben mich hintergangen, betrogen, haben mich um den letzten Bissen Brot gebracht. . . . Ich mußte Kirchendiener werden, das ist ein hartes Loos, aber was blieb mir anders übrig. Da dachte ich an Angela und an Dich. Ich erfuhr, daß Du in Bosnien seiest. Ich schrieb an Angela, erklärte ihr meine Lage und bat um Hilfe. Sie antwortete mir nicht. Ich schrieb nochmals und erhielt wieder keine Antwort. Dann wurde ich krank, verlor meinen Dienst, wer würde auch einen alten gebrechlichen Greis halten wollen! Ich mußte betteln. Da dachte ich. . . es ist doch meine Nichte, ich habe sie groß gezogen, ausgestattet. . . sie wird mich doch nicht vor die Thür stoßen. . . . Ich legte den Weg von Krahan zu Fuß, bettelnd, unter Hunger und Kälte zurück. Ach, mein Söhnchen! ich weiß ja, daß Gott mich für meine Sünden straft, aber wie bitter ist diese Strafe!“

Der Hauptmann war wie auf die Folter gespannt; jedes Wort durchbohrte wie ein Nagel seinen Körper, jedes Aufstöhnen des Alten verrenkte wie eine Schraube seine Gelenke, jeder Hustenanfall fengte ihn wie eine brennende Fadel. Er wendete sich von Kurter weg, um ihm seine Qual nicht zu verrathen.

Der Alte hustete und fuhr fort.

„Sie antwortete nicht, sie vergaß mich, und wollte sich meiner nicht erinnern. Vielleicht geschah mir Recht damit, habe ich doch auch Euch vergessen. . . . Aber das hätte sie mir nicht thun sollen. . . .“

Er wischte die schweren Thränen weg, die sich in den Falten des Gesichts verloren. „Aber Du, Du wirst mich doch nicht von Dir stoßen! Du wirst mir Zuflucht bei Dir gewähren für die letzten Tage meines Lebens, nicht wahr?“ fragte er mit zitternder Stimme den Hauptmann.

„Aber Väterchen!“ rief dieser, seine beiden Hände ergreifend, „wie konntet Ihr einen Augenblick daran zweifeln?“ Erholt Euch nur soweit, daß Ihr Euch von hier fortbegeben könnt.“

„O ja, ich muß mich erholen, sagte Kurter schnell; ich fühle, daß Gott Dich gesandt hat, Deine Anwesenheit schon giebt mir Kraft und Gesundheit.“

Dann bewegte er den Kopf melancholisch und sprach: „Aber ich habe Angst vor ihr, vor Angela! Güte sie mein Sohn! Sie war ein gutes, verständiges, energisches Mädchen, aber ich Unglückeliger habe ihre Seele vergiftet. Ich habe ihr den Stolz beigebracht, die Verachtung der Armen, Niedrigen und Gebeugten, die Angst vor der Armuth habe ich ihr eingimpft, und nun fürchte ich, daß dieses Unkraut die edleren Triebe in ihrer Seele erstickt hat. Sie antwortete nicht auf mein Schreiben, in dem ich ihr meine Armuth, meine Noth schilderte, sie tröstete mich nicht, reichte mir keine hilfsreiche Hand. Das ist ein schlimmes, ein sehr schlimmes Zeichen, mein Sohn! Mit derselben Waffe, die ich ihr in die Hand gedrückt, schlug sie mich. Hüte sie, denn die Waffe ist gefährlich!“

Bläß und zu Eis erstarrt blickte der Hauptmann wie ein Lebloser mit verglasten Augen auf Kurter, dann stand er auf und begann, sich eiligst zu verabschieden. Er fühlte es, daß ein längeres Verbleiben an diesem Orte, ein längeres Anhören Kurter's, ihn in Wuth bringen, ihn wahnsinnig machen könnte. Von einer Angst getrieben, wie sie manche Menschen vor einem Schlaganfall empfinden, trachtete er von hier fort und in die frische Luft zu kommen.

„Du willst schon fort, mein Sohn?“ fragte traurig der Greis. „Nun, geh', geh', ich weiß, Du bist beschäftigt, Du hast Pflichten. Aber besuch' mich wieder, wenn Du Zeit hast. Und nachher, wenn ich gesund werde, bitte ich Dich bei allen,

was Dir heilig ist, mein Sohn, nimm mich zu Dir! Gönnen mir einen Winkel in Deinem Hause und einen Bissen Brot! Lange werde ich Dich nicht stören! Laß mich nur nicht im Straßengraben zu grunde gehen!“

XI.

Also auch das Lüge! Alles Lüge! Der Gedanke bohrte sich in des Hauptmanns Hirn. Mit einem ganzen Lügenneß hat sie mich umgeben. Wie kunstvoll hat sie ihre Rolle gespielt!

Wie rein, wie heilig, wie unschuldig erschien sie mir! Meinen Kopf hätte ich dafür verbürgt, daß nie ein schlechter Gedanke in ihrer Seele Wurzel fassen konnte! Und sie. . . sie legte mir falsche Rechnungen vor, wohl wissend, daß ich im ersten Freudentaumel nicht im stande sein würde, sie genau durchzusehen. Sie legte mir falsche, von Dankbarkeit und Liebe überströmende Briefe des Großvaters vor, und die echten Briefe eines hungrigen elenden Greises ließ sie unbeantwortet. Welche Falschheit, welche Herzenshärte! Ist sie mehr Teufelin, oder mehr Komödiantin!

Dann kamen ihm Kurter's Worte ins Gedächtniß, daß er Angela's Seele durch Stolz und Verachtung der Armen vergiftet hatte, und er begann ruhiger nachzudenken. Wohl wahr! Sie war an Reichthum und Ueberfluß gewöhnt, in engen, mittelalterlichen Ansichten erzogen, fern von den Kämpfen, den Leiden und dem Glend des wirklichen Lebens. Wie konnte sie da Theilnahme für die Armen empfinden?

Zu nützlicher Arbeit nicht angehalten verbrachte sie ihre Jugend damit, sich zur Puppe, zum Ideal, zum übermenschlichen Wesen, zum Spielzeug für die Männer heranzubilden, nicht aber um ein Mensch, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. Sie hatte eine religiöse Erziehung erhalten, d. h. man lehrte sie den Katechismus, die Ausübung der religiös-kirchlichen Pflichten, doch die Erziehungsmethode, die ganze Lebensführung, die traditionellen Anforderungen in Haus und Schule arbeiteten darauf hin, jede ethische Grundlage für immer in ihr zu zerstören. Und so geschah dann, was geschehen mußte!

Vom Krankenhaus wollte der Hauptmann durch das nächste Gäßchen auf die Bäckerstraße gelangen, um so bald als möglich nach Hause zu kommen. Er zitterte bei dem bloßen Gedanken, daß er nun bald seine Frau sehen und mit ihr sprechen mußte, daß sie es mit neuen Ausflüchten, neuen Lügen und neuen Beweisen versuchen werde, daß er dieses elende Spinnwebgewebe Schritt für Schritt werde zerreißen müssen. Er empfand einen furchtbaren Ekel vor diesem elenden Weibe, das seines Namens so unwürdig war. Wie tief war sie in den letzten 24 Stunden in seinen Augen gesunken! Dies also war Angela, die Mutter seiner Kinder! Das war die Frau, die seinen Namen trug und denselben ohne jede Skrupel in den tiefsten Schmutz tauchte!

So war es nun um seine Ehre bestellt, der zu Liebe er das Leben seines einzigen Freundes geopfert hatte!

Die Strafe war leer. Um den quälenden Gedanken zu entgehen, trachtete der Hauptmann, die gleichgiltigen Dinge um sich her zu betrachten, las alle vergilbten und vom Regen halb ausgelöschten Aufschriften, zählte die Pflanzenstäbe, heftete einen langen Blick auf das Madonnengesicht der Gipsfigur vor dem Internat der „Auserstehenden“ und suchte in den Gesichtszügen eine Aehnlichkeit mit Angela's Antlitz zu entdecken.

Plötzlich, ohne sichtbare Ursache, beschleunigte er den Schritt und eilte, ja lief beinahe nach seiner Wohnung, als wäre dort ein Feuer ausgebrochen, und er müßte jemand vor Todesgefahr bewahren, oder als hinge überhaupt eine schreckliche Katastrophe in der Luft, die er durch sein frühzeitiges Dazwischentreten abwenden könnte. Der jetzt erst, in diesem Augenblick der sinnlosesten Angst, der unmerklichen Unruhe, des heftigen Herzflupfens, das sich noch steigerte in dem Maße, als er dem wohlbekannten grün angestrichenen Hause näher kam, in diesem Augenblicke erst erkannte er, daß er Angela noch immer liebte, trotz aller Leiden, trotz ihrer grenzenlosen Niedertracht, trotz des schrecklichen Unrechts, das sie ihm zugefügt, trotz der unausstilgbaren Schande, mit der sie seinen Namen bedeckte. Er liebte dieses schöne, heitere, energische Weib, ihre wunderbaren seelenvollen Augen, ihren

rothen Mund, ihre glänzenden, lippigen Haare, ihre elastische Gestalt, ihre Stimme, ihre Bewegungen.

Was er nun beginnen sollte, daran dachte er jetzt gar nicht. Er fühlte das Herannahen der Katastrophe, hörte den Donner rollen, doch wußte er nicht, und versuchte es nicht, zu rathen, über wessen Haupte das Ungewitter sich entladen werde.

Als er in die Nähe seiner Wohnung gekommen war, bemerkte er, daß von der entgegengesetzten Richtung her aus der Herrenstraße eine sonderbare aus fünf jungen Mädchen bestehende Gruppe auf das Haus zueilte. Die Kleidung der Mädchen war auffallend und verstieß gegen alle Gesetze der Farbenharmonie, ihre Hüte waren reichlich mit Federn, künstlichen Blumenguirlanden, mit ungeheuren Bandschleifen verziert. Blicke und Bewegungen der Mädchen verriethen sogleich die Art ihres Gewerbes. Sie lachten laut, warfen herausfordernde Blicke um sich und trachteten auf jede Weise die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu lenken. Der einzige Mann, der sie begleitete, war unterjezt, von mittlerem Alter, in gewöhnlicher Zivilkleidung und zeigte den semitischen Gesichtstypus.

Die Mädchen besichtigten die Häuser längs des Trottoirs, blieben dann vor dem Hause stehen, in dem sich die Wohnung des Hauptmanns befand, und riefen einmüthig, indem sie mit den Fingern hinwiesen: „Hier, hier ist's, in diesem grünen Hause!“

Der Mann mit dem semitischen Gesichtstypus sprach kein Wort, sondern schickte sich an, die Straße zu passiren und in das bezeichnete Haus einzutreten. Die Mädchen gingen hinter ihm her lichernd und mit auffallender Koketterie ihre Kleider hoch hinaufhebend. Der Hauptmann, der auch schon am Hauptthore stand, blickte erstaunt auf die sonderbare Gesellschaft. Der Mann trat ins Vorhaus und hier erst erblickte er den Hauptmann. Er blieb stehen, zog nach kurzem Zögern den Hut und trat auf ihn zu.

„Entschuldigen Sie, Herr Hauptmann,“ sagte er mit der Kellnern und Polizeipizjeln eigenen zuvorkommenden Höflichkeit, „Herr Hauptmann wohnen vielleicht in diesem Hause?“

„Ja wohl!“

„Und würden Sie wohl die Güte haben, mir zu sagen, ob hier auch eine Frau Hauptmann wohnt?“

„Nun, das versteht sich, meine Frau wohnt hier.“

„Nun, was habe ich gesagt?“ wandte sich der Mann triumphirend zu den Mädchen, die am Eingang standen, ohne ins Vorhaus einzutreten. „Ich habe doch in der Polizei im Meldungsregister nachgesehen! Hier wohnt keine Hauptmannswittve.“

„Aber damals hat sie doch hier gewohnt,“ sagte resolut eines der Mädchen, dem Hauptmann einen provozirenden Blick zuwerfend.

„Ich würde sie augenblicklich erkennen!“ sagte die zweite.

„Ich auch! Ich auch!“ riefen die anderen.

„Aber um was handelt es sich denn?“ fragte der Hauptmann.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Osterwasser.

Kulturgeschichtliche Skizze.

„Ostern, wann kommt endlich Ostern?
Welcher meiner Lieben kommt mich zu begießen?
Gieße immerhin, begieße Haar und Köpfchen;
Doch verschone mir dieses neue Nöckchen!“
(Slavisches Liedchen.)

Ein nicht nur in allen Gauen Deutschlands geübter, sondern auch weit über seine Grenzpfähle hinaus reichender Festbrauch des Auferstehungstages ist das Schöpfen des Osterwassers. Zwischen 11 und 12 Uhr der Osternacht — in mancher Gegend auch vor dem nächsten Sonnenaufgang — begeben sich die heirathslustigen Vertreterinnen des schönen Geschlechts an einen nahen Bach, um das mit allen Wunderkräften ausgestattete Osterwasser in mitgeführte Eimer, Töpfe oder Kannen zu fassen. Bei Ausführung der eigentümlichen Sitte ist hauptsächlich zu beachten, daß einmal nicht dabei gesprochen werden darf, und daß man ferner das vielverheißende Wasser nicht gegen den Strom schöpft, widrigenfalls der mit ihm verknüpfte Zauber unwirksam bleibt.

Worin bestehen denn nun aber die gerühmten Vorzüge des Osterwassers? In Thüringen sagt man von ihm: es ist heilsam, vertreibt die Sommerprossen und macht das Gesicht überhaupt schön und glänzend. „Wer sich mit Osterwasser wäscht, kann von der Sonne nicht verbrannt werden und bekommt keine Sommerflecken; auch läßt man das Federvieh davon trinken, weil es dann besser gedeiht,“ — wie die ländliche Bevölkerung Westfalens wissen

will. Ueberhaupt scheint es, als ob man in Norddeutschland mehr von der Heilbarkeit des festlichen Zauberwassers überzeugt wäre, als in den südlicheren Gemarkungen.

Auch im Mecklenburgischen holen die Mägde in der Frühe des Auferstehungstages das Osterwasser, oder sie breiten abends zuvor ein Linnen im Garten aus und waschen sich den andern Morgen mit Thau, Regen oder Schnee, der darauf gefallen ist, um sich damit das ganze Jahr hindurch vor Krankheit zu bewahren. Der Osterthau hat nämlich auf den ihn zum Waschen oder Abreiben benütigenden Menschen dieselbe Wirkung wie das Osterwasser. Die glückliche Hand, die jemals mit dem heilsamen Osterthau benetzt war, verhindert das Blähen des „Lieben Viehes“, dem sie streichend über den Rücken fuhr. Ueberhaupt bleiben die nützlichen Hausthiere gesund und gedeihend, wenn man ihnen Wasser oder Thau des Ostermorgens „ins Saufen thut.“ Werden doch in der Saal- und Unstrutegend, ebenso in den deutschböhmisches Dörfern, die Pferde am Auferstehungsmorgen von den Knechten in die Schwemme geritten, damit sie das Jahr über nicht krank werden, vielmehr augenfällig „zunehmen“.

Aber nicht nur krankheitsbesiegend, sondern auch liebeerweckend und ehedördernd ist die Wirkung des zauberbergenden Osterwassers. So schöpft z. B. im westpreussischen Werder das heirathslustige Mädchen vor dem Aufgange der Sonne drei Löffel fließendes Wasser, trinkt sie aus und spricht dabei: „Untergeh'n, — Aufersteh'n, — Immer treu, — Ewig neu!“ Nun kann der, an den man denkt, nimmer von einem lassen, wie es zuversichtlich glaubt. Im Eisenacher Oberlande dagegen klopfen die jungen Burschen erwachsene Dirnen aus den Betten und bespritzten sie mit gesammeltem Osterthau, ja unweit Nordhausen wird dem Mädchen, das die Nacht verschlafen hat, das „Wasser eimerweise ins Haus gegossen“. Jakob Grimm erzählt in seiner „Deutschen Mythologie“ Aehnliches: „In Polen und Schlesien, vielleicht auch in einem Theile Rußlands, werden am zweiten Ostertage Mädchen, welche die Frühmette verschlafen, von den Burschen gewaltsam mit Wasser begossen und mit Birkenruthen geschlagen; oft reißt man sie bei Nacht aus den Betten, schleppt sie in einen Fluß oder Röhrtrog, in eine wassergefüllte Krippe und läßt sie das Bad aushalten —, überall der Glaube an die Heiligkeit des Osterbades.“

Wie ist nun der seltsame Brauch, bei dem das schlichte, einfache Wasser eine so hochwichtige Rolle spielt, wissenschaftlich zu erklären? Weil das Wasser auflösende und zugleich auch schaffende Kraft besitzt, so ist es sowohl Symbol des Todes als auch des Lebens. Alles Zeitliche hat seinen Anfang im Wasser genommen.

Wo die Quelle mit unwiderstehlicher Kraft den dürrten Felsboden sprengt, da erschien den „Älten göttliche Lebenskraft, welche die ganze Natur hilt und trägt, am unmittelbarsten bezeugt“. Quellwasser war überhaupt unberührt und galt als jungfräulich rein. Weil nach altvordischem Glauben Himmel und Erde aus dem Wasser hervorgegangen waren, so galt es als Urquell alles Seins überhaupt, wie denn auch alles Sein einstmals zu diesem „feuchten Element“ zurückkehrt. Werden doch auch die menschlichen Seelen, laut heimischer Sagen und Märchen, aus dem fast überall vertretenen „Kleinbrunnen“ geholt, denn hier hatte die lebenspendende „Frau Holda“ ihren vielumdichteten Wohnsitz.

Nach altgermanischem Volksglauben besaß nun das klare Quellwasser, das heutzutage noch im westfälischen Volksmunde Wyborn oder Wybrunn (d. h. geweihter Brunnen) heißt, und zu dem auch das hervorprudelnde Brunnenwasser gehörte, eine dauernd heilende Kraft, weil man den Alt des Dürmelns und Hervorbrodelns für eine laute und sichtbare Aeußerung der sich offenbarenden Gottheit hielt, welche reine Vorstellung sich später in der allgemeinen Volksauffassung vergrößerte und zur direkten Verehrung des Wassers selbst führte, indem es gewissermaßen zur vielvermögenden Gottheit erhoben wurde. Jedes hervorquellende Wasser schien unseren alten Vorfahren von der Gottheit selbst geweiht und wurde daher nicht nur als Symbol des Lebens, sondern auch als Sinnbild der Erhaltung des Menschen nach dessen leiblicher und seelischer Seite hin angesehen.

Die alten Deutschen unterschieden dreierlei heiliges Wasser: das zu bestimmten Zeiten geschöpfte, das hervorquellende und endlich das aus den Wolken fallende. Ersteres ist unter dem Namen heilwac bekannt, was wörtlich „heiliges Woge“ bedeutet. Grimm ist nun der Ansicht, daß heilwac jenes heilige Wasser bezeichne, das zu bestimmten festlichen, gottgeweihten Zeiten, so namentlich in den altheidnischen heiligen Sonnenwendtagen geschöpft und von der Gottheit, der zu Ehren man die betreffenden Feste feierte, mit ganz besonderer Heil- und Zauberkraft bedacht worden sei. Dieselbe Bedeutung scheint nun auch das segensreiche Osterwasser erlangt zu haben. Unsere heutigen Ostertage fallen nämlich in die heilige Zeit der altheidnischen Frühlingsfeierlichkeiten, die man aus purer Freude über die täglich größer werdende Sonnenbahn veranstaltete. Die frühgermanischen Bräuche des Heidentums sind dann theilweise auf das christliche Auferstehungsfest mit übergegangen, so auch die hohe Meinung vom Osterwasser. Da nach Bedas Berichten das altheidnische Jahr am 25. Dezember anhub, wo der lichte Tag sich zum ersten Mal wieder verlängerte, so mußte auch der Ostermonat am 25. März beginnen, sobald die Befruchtung der bisher erstarrten Erde durch den warmen Schein und Hauch des Lenzes stattfindet. Dieser Umstand gewährt uns zugleich eine Erklärung der geheimnißvollen Osterwasserkraft, indem „das im März, wo die Erde stark dünstet,

gesammelte Wasser seiner besonderen Eigenschaften halber die Kraft hat, der Fäulnis zu widerstehen, daher auch Linte, die von Märzschnee angefeuchtet wird, nie schimmelt. Märzwasser erhält sich in Gefäßen jahrelang frisch, wie denn auch die im März an die Luft und Sonne gebrachten Kleidungsstücke und Betten sehr gut „sich halten“ und von Motten frei bleiben. Da nun Ostern ehemals in den März fiel, so verlegte man das Schöpfen der „heiligen Woge“ auf dieses Fest, weil sich nun an den Begriff der Heiligkeit jenes Wassers auch die Vorstellung von seiner Unverweslichkeit knüpfte. Die heilsame und erhaltende Wirkung des Osterwassers auf Menschen, Thiere und Pflanzen erscheint darum leicht erklärlich.

Die anfängliche christliche Kirche behielt jenen überkommenen Wasserkult getreulich bei und gestaltete ihn nur insofern um, als das zu trüchlichen Zwecken verwendete Wasser eine besondere Weihe erhielt. In beachtenswerther Weise weist heute noch die römisch-katholische Kirche ihr für das ganze Jahr benötigtes Taufwasser am Sonnabend vor Ostern und Pfingsten, zum Andenken an die beiden ältesten Taufstermine. Die namens- und segnende Handlung selbst wurde ursprünglich des Nachts, später dagegen am Morgen vorgenommen, also in jener Zeit, die heute noch zum Osterwasserholen außersehen wird. Die mittlernächtlige Stunde war altgermanischem Glauben zufolge von den „guten Geistern“ — auch den später gefürchteten Spukwesen — zur vorübergehenden Heimsuchung des menschenbewohnten Erdreichs außersehen. Sie enthielten dabei selbstverständlich dem fließenden Wasser ihren segenspendenden Einfluß nicht vor, und man mußte, um sie nicht zu verschrecken, jede lauthare Äußerung beim Schöpfen des heiligen Wassers möglichst vermeiden. —

F. Runze.

Kleines Feuilleton.

—w— **Alte Blätter.** Welche Frühlingssonnenstrahlen zittern durch die Luft. In dem Gewirr der Bäume des Thiergartens schimmert es lichtbraun. Unter den Stämmen, wo die wilden Sträucher stehen, wird es grün. Die jungen Gräser dringen aus den verwelkten, verwesenden Blättern hervor und überwinden sie.

Auf dem Fußweg hellgelbe Ammen in weiten Röcken und bunten Lächern. Sie schieben blanke Kinderwagen, aus deren weißen Rissen und gesüßten Dedern kleine Kinderköpfe blicken. Nebenher trippeln kleine Kerle. Sie haben in den drallen Händen Netze mit großen Bällen. Sie laufen voraus und schwenken die Netze mit den großen Bällen. An einer Bank bleiben sie stehen. Neben ihr hoch ein anderer kleiner Kerl, der mit einem zerbrochenen Löffel Sand in eine alte Blechschachtel schüttet.

Die Kinder mit den Netzen legen die Bälle fort und bücken sich zu dem Kleinen mit dem Löffel. Er sieht sie verwundert mit seinen matten Augen an. In sein bleiches Gesicht steigen rote Flecken. Er richtet sich auf seinen Beinen auf und drückt den zerbrochenen Löffel und die Sandschachtel an seine beschmierte, geflickte Jacke, aus der seine hageren Arme weit herausragen.

Die Kinder, die ihre Bälle fortgelegt haben, langen nach seinem Löffel. Erst weicht er einen Schritt zurück, sein Gesicht verzerrt sich vor Angst. Doch im nächsten Augenblick droht er mit dem Löffel: „Na!“

Die andern trohen, laufen aber fort, als er ihnen einen Schritt näher tritt.

Er sieht ihnen nach, seine Schachtel und seinen Löffel festhaltend. Sie trippeln wieder neben den Ammen mit den weiten Röcken und bunten Lächern. Lustig schwenken sie die Netze mit den großen Bällen. Dann verschwinden sie hinter den wilden Sträuchern, über denen es lichtbraun in allen Zweigen schimmert. Nur die Reste einer Eiche, die zwischen dem Netz der Zweige steht, sind noch dunkel. Aus ihnen dringt noch kein Keim als Zeichen der Kraft und der kommenden Reife. An einzelnen Zweigen flattern noch ausgedorrte Blätter vom vorigen Jahr in den bleichen Frühlings-Sonnenstrahlen.

Wald wird der Wind sie herunterreißen und sie auf den Boden werfen. —

— **Hessische Freiheitsgulden.** In diesen Tagen waren es 50 Jahre, daß die sogenannten hessischen Preßfreiheitsgulden in Umlauf kamen. Sie trugen an ihrer Vorderseite das Bildniß des späteren Großherzogs Ludwig III. mit der Umschrift: „Ludwig, Erbgroßherzog und Mitregent von Hessen“. Die Rückseite zeigte die Worte: „Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Schwurgericht, Religionsfreiheit, Deutsches Parlament. 6. März 1848.“ Später wurde das Geldstück wieder eingezogen bezw. gegen das Pierzigfache seines Kurswertes von der Regierung wieder aufgekauft. Heute kostet dieser Gulden im Münzhandel etwas über 40 M. —

— **Langwierige Prozesse.** Ein im Jahre 1210 zwischen dem Grafen de Nevers und der Gemeinde der Einwohner von Douzy begonnener Prozeß wurde erst 1848 durch eine richterliche Entscheidung beendet. Ein zweiter Prozeß, dessen Streitobjekt der Wald von Mourguet (Hautes-Pyrénées) bildete, wurde im Jahre 1254 von der Gemeinde Campan gegen die Gemeinde von Baguères-de-Bigorre angestrengt und dauerte bis 1882, während eine dritte von derselben Gemeinde Campan ebenfalls im Jahre 1254 eingeleitete Befehlsgage gegen die vier Dörfer, die unter den Namen Quatre-Béziaux d'Aurel vereinigt sind, bis zum heutigen Tage der richterlichen Lösung harret. Im letzteren Falle handelt es sich um einen Komplex Weideland. —

Erziehung und Unterricht.

—v. Ein nuzbringender pädagogischer Wink. Das „Bündel. Tagebl.“ berichtet über folgenden Fall, der sich in der Nähe der Malajahöhe in Oberengadin zugetragen hat. Ein Knabe wurde von einer Kreuzgatter in den Zeigefinger gebissen. Kaum hatte er die Verletzung verspürt, so sagte er zu seinem Kameraden, der ebenfalls am Boden lag: „Eine Biene hat mich gestochen.“ „Nein,“ erwiderte der andere, „ich habe soeben eine Biene davon huschen sehen.“ Der Kamerad zieht einen Bindfaden aus der Tasche, und nach Anweisung des Lehrers — im letzten Winter hatte er diese Behandlung in der Schule gelernt — unterbindet er den Finger recht stark. Man führt den Gebissenen zum Arzt des Kurortes; dieser erklärte, wenn keine Unterbindung stattgefunden hätte, wäre der Arm und wahrscheinlich auch der Knabe verloren gewesen, weil die Biern im Monat August besonders gefährlich sind. — Dieser Fall zeigt, wie nützlich es ist, wenn von Lehrern anlässlich des naturkundlichen Unterrichts auch auf diese oder jene Hilfsleistung bei Unglücksfällen, so z. B. bei Vergiftungen, sowie auf diese oder jene Vorsichtsmaßregel zur Verhütung von Unglücksfällen, z. B. Verbrennungen, Bedacht genommen wird, wie ja überhaupt gerade bei den naturwissenschaftlichen Fächern dem praktischen Lehrer überaus reiche Gelegenheit gegeben ist, seine Lehren mit nützlichen Anwendungen für das praktische Leben zu verbinden und dieselben so den Schülern noch interessanter und nuzbringender zu machen. —

Archäologisches.

— Interessante archäologische Funde sind in Baven bei der Aufdeckung eines alten Friedhofes gemacht worden. Bisher wurden 27 Gräber entdeckt. Einige haben bei der Aufdeckung so stark gelitten, daß ihr Inhalt nicht mehr festzustellen ist. In den anderen fanden sich die Skelette von 7 Frauen und Mädchen, 6 Männern und 6 kleinen Kindern. Die Mehrzahl davon waren in hölzernen Särgen, die freilich zu Staub verwandelt sind, bestattet worden. Der Friedhof gehört nicht der römisch-helvetischen, sondern der keltischen, also der rein helvetischen Epoche an (3. und 2. Jahrhundert vor J. Chr.). Es wurden zwei Ketten aus Bronze gefunden, die von den helvetischen Frauen nicht um den Hals, sondern um die Taille getragen wurden. Drei goldene Ringe, 4 aus Bernstein und aus Bronze, 16 Spangen und Agraffen aus Bronze, 13 aus Eisen, 6 Armbänder aus verschiedenfarbigen Glasperlen und 3 aus Bronze vervollständigen das Verzeichniß der bisher aufgefundenen Schmuckstücke. Wie die Frauen mit ihren Zierrathen, so wurden die Männer, wenigstens die Krieger, mit ihren Waffen in die Erde gebettet; leider sind die beiden Schwerter und die Lanzenspitze, die zum Vorschein kamen, vom Roste stark mitgenommen worden. In der Hand eines der Frauensteile fand sich eine silberne Münze mit dem Bild der Diana auf der einen, einem Adl und den Buchstaben M. A. auf der anderen Seite. Derartige Münzen sind auch schon anderwärts, in Bremgarten (Bern) und Horgen (Zürich) gefunden worden; sie stammen aus Massilia, dem alten Marseille. —

Völkerkunde.

is Die ältesten Einwohner Italiens. Der italienische Gelehrte, Professor Sergi, bereits bekannt durch seine Arbeiten über die Geschichte der Völker im Mittelmeergebiet, hat neulich eine neue Schrift veröffentlicht, in der er die Frage zu beantworten sucht, wer die ältesten Bewohner Italiens waren. Er kommt zu dem Schlusse, daß die ältesten Stämme dieser Halbinsel, Pelasger und Etrurier, zu derjenigen Völkermasse gehörten, die in einer ganz frühen Zeit aus Inner-Afrika nach Norden vordrangen. Viel später erst wanderten die Arier von Norden her in Italien ein, ursprünglich aus Asien kommend, und brachten verschiedene indo-europäische Mundarten mit, besonders den umbrischen und den oskanischen Dialekt (letzterer von den Ostern, der campanischen Landbevölkerung, gesprochen). Noch später kamen die Etrusker nach Italien, deren Abstammung unbekannt ist, jedenfalls gehörten sie aber auch zu jener ursprünglich afrikanischen Völkermasse. Sie kamen von den östlichen Mittelmeerküsten und landeten etwa 800 v. Chr. an der Westküste Italiens. Sergi gründet diese Vermuthungen meist auf die Untersuchung der Schädelformen der alten Völker, daneben auch auf archäologische und sprachliche Beweise. —

Geographisches.

— In der letzten Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde sprach Prof. Dr. Regel aus Jena über seine 1896 und 1897 ausgeführten Reisen im nordwestlichen Kolumbia. Einem Bericht der „Voss. Ztg.“ über das Referat entnehmen wir Folgendes: Es handelte sich bei diesen Reisen um Fortführung der von Alexander v. Humboldt, Karsten, Neiß, Küssel, Hettner und Sievers begonnenen Durchforschung der Cordilleren. Die Vereisung des Landes stößt infolge der spärlichen Besiedelung auf große Schwierigkeiten. Obgleich Kolumbia anderthalbmal so groß ist wie Deutschland, hat es doch höchstens vier Millionen Einwohner. Nach Angabe der Kolumbianer sollen von diesen die Hälfte Weiße sein. Thatsächlich machen die Weißen nur ein Zehntel der Bevölkerung aus, 40 v. H. sind Mischlinge von Weißen und Indianern, 35 v. H. Indianer, 15 v. H. Neger. Auf seiner Hinreise nach Columbia machte Vortragender eine Reihe von Abstechern.

Zu den gemüthlichsten gehörte eine Fahrt auf der Bahn nach Caracas, die den großartigsten Gebirgsbahnen zuzurechnen ist. In Baranquilla wurde die Fahrt den Rio Magdalena hinauf angetreten. Während Alexander v. Humboldt noch 56 Tage gebraucht, um Honda, den Endpunkt der Schifffahrt auf dem Strom zu erreichen, läßt sich jetzt die Strecke in 6 bis 7 Tagen zurücklegen. Prof. Regel verließ den Strom bereits unterhalb Jstitas und wandte sich von hier nach Westen. Zunächst konnte er noch eine langsam ihrem Ausbau entgegengehende Bahn bis Monos benutzen. Dann ist für den Europäer gewissermaßen der Endpunkt der Zivilisation erreicht. Von Monos ging Vortragender nach Medellin, das er zum Ausgangspunkte seiner Expedition machte. Medellin ist in neuerer Zeit zum Hauptort der Provinz emporgestiegen an Stelle des am Rio Cauca gelegenen Antioquia. Die Fruchtbarkeit der Eben in diesen Gegenden ist außerordentlich groß. Frauen mit 18 bis 20 Kindern sind gar nichts Seltenes. Professor Regel selbst lernte eine Frau kennen, die 32 Kindern das Leben geschenkt hatte, von denen die meisten am Leben waren. Um eine andere, erst zwanzigjährige Frau schaarlen sich bereits sieben Kinder. Bei seinen Streifzügen konnte Professor Regel auch eine Reihe von Erwerbungen für das Museum für Völkerkunde machen. Leider mußte er Verzicht leisten auf den Ankauf einer goldenen Rüstung, die aus einem Gräberfund stammte, weil die ihm zur Verfügung gestellten Mittel hierzu nicht ausreichten. Eine Reise unternahm der Forscher auch über den Rio Cauca hinüber in die Westcordilleren. Es war ihm indessen nicht möglich, die Schneeberge zu erreichen. Ein anderer Ausflug führte ihn von Zaragoza, dem Grenzpunkte der Schifffahrt des Rio Nechi, durch den Urwald bis nach Caceres am Rio Cauca. Diese Tour war außerordentlich anstrengend, und dabei die wissenschaftliche Ausbeute gleich Null. Der Gelehrte kehrte malariakrank nach Medellin zurück und mußte hier zwei Monate zu seiner Genesung verweilen. Ein späterer Versuch, gegen Süden über Mani-Jales am Ruiz vorzudringen, mußte schließlich auch, wie überhaupt jeder weitere Reiseplan aufgegeben werden, da Professor Regel aufs neue von der Malaria ergriffen wurde. —

Aus dem Thierleben.

—ss— Das Kameel im Dienste der europäischen Landwirtschaft. Die Versuche, das Kameel aus seiner eigentlichen Wüstenheimath in Asien und Afrika wegen seiner vielen nützlichen Eigenschaften auch in anderen Gebieten anzuführen, haben eine alte Geschichte. Das Kameel gedeiht in Ländern, deren Klima und Bodenbeschaffenheit nicht allzuweit von denen der halbtropischen Heimath verschieden sind, recht gut. Das beste Beispiel ist das Vorkommen der Kameele in Ober-Italien, wohn sie bereits im Jahre 1822 durch den Fürsten Ferdinand II. von Medicis von Toscana eingeführt wurden und sich bis heute wohl erhalten haben. Von dieser Heerde aus wurden fast sämtliche Thiergärten und Menagerien mit Dromedaren versehen. Versuche mit der Ansiedelung der Kameele in Sizilien, wo sie in den Schwefelbergwerken als Lastthiere benutzt werden sollten, schlugen fehl, ebenso sind die Kameele in den Vereinigten Staaten, wo sie 1856 eingeführt wurden, allmählich verschwunden, so daß sich nur noch wenige in verwildertem Zustande in Kalifornien und Süd-Arizona umher treiben. Günstige Aussichten soll dagegen die Einbürgerung des Kameels in Südspanien haben. Neuerdings kommt eine Nachricht über das Gelingen dieses Thieres in das südliche Russland und zwar zwecks Verwendung im landwirthschaftlichen Betrieb als Zugthier an stelle des Rindes oder des Pferdes. Die Anregung dazu ging von den Provinzen in der Umgebung des Kaspischen und Afrikanischen Meeres aus, und gegenwärtig findet man bereits Dutzende und Hunderte von Kameelen in den Provinzen von Kiew, Poltawa, Pensa u. s. w. Die Einführung des Kameels ist durch eine Aenderung im Gesspann sehr befördert worden; an stelle des Jochs, das früher ausschließlich benutzt wurde, hat man ein bieglames Riemenhalband gesetzt. Das Kameel dient auf diese Weise zu allen möglichen Feldarbeiten. Der Hauptmarkt für Kameele befindet sich in Orenburg, wo sie für 60—70 Rubel gehandelt werden. Die Anspruchslosigkeit und Gelehrigkeit machen das Thier zu einem angenehmen Arbeiter. Es erträgt auch Kälte ziemlich gut, und endlich besitzt auch seine Wolle, die zu gewissen Geweben verarbeitet wird, einen nicht unwesentlichen Werth. Die Milch des Kameels wird nach Angaben von einer Seite geschätzt, dagegen behaupten andere, daß sie wegen ihres zu großen Fettgehalts und ihrer dicken Konsistenz dem Genuß widersteht. —

Mineralogisches.

a. Die Entdeckung großer Korundlager in Kanada wird von den „Chemical News“ gemeldet. Der Korund ist eines der geschätztesten Mineralien, ganz abgesehen von den zu ihm gehörigen Edelsteinen Sapphir und Rubin wird der Korund in Pulverform und besonders in seiner als Schmirgel (oder richtiger Smirgel) bekannten Abart wegen seiner Härte als ein vorzügliches Schleifmittel benutzt und findet ferner wegen der gleichen Eigenschaft in der Wappfabrikation Verwendung. Vor 30 Jahren noch waren ein paar Flußwässerchen in Indien die einzigen Bezugsquellen für Korund in größeren Mengen, daneben kam er nur noch hier und da in zerstreuten Krystallen vor. 1869 wurde er dann von Thomson im nördlichen Theile des Staates Georgia in größeren Mengen aufgefunden, seit 1896 aber scheint erst ein neuer Auf-

schwung von großer Bedeutung für dieses Mineral zu beginnen. Vor kaum 2 Jahren fand ein Mitglied der Geologischen Landesuntersuchung namens Ferris in der Grafschaft Hastings der kanadischen Provinz Ontario ein Korund-Lager, unteruchte dasselbe und brachte eine Anzahl Proben nach der Hauptstadt Ottawa, wo er dem Direktor der Landesuntersuchung Mittheilung von seiner Entdeckung machte. Dieser, der berühmte Geologe Dawson, berichtete sofort an die oberste Bergwerksbehörde, und da der Fundplatz auf Kronegebiet lag, so wurde sofort die Verfügung erlassen, daß in gewissem Umkreise um den Fundort keine Ländereien verkauft werden durften. Nun ging man an eine gründliche Untersuchung der ganzen Gegend, und im vorigen Sommer wurde das korundführende Gestein auf eine Strecke von 30 englischen Meilen von Carlow im Westen bis Sebastopol im Osten verfolgt. Die Fläche, auf der das werthvolle Mineral vorkommt, erstreckt sich auf etwa 100 englische Quadratmeilen, und wahrscheinlich sind die Lager noch ausgedehnter, als bis jetzt bekannt geworden ist. Die Entdeckung hat ziemliches Aufsehen im östlichen Kanada erregt, und Proben des Korund, dessen Gestein hier und da auch Zinn enthält, wurden im Parlamentsgebäude der Hauptstadt öffentlich zur Schau gestellt. —

Humoristisches.

— Luada bleibt Luada. Major (zum Burschen): „Sag' mal, Kaver, wie sängst Du das eigentlich an, daß Du immer dicker wirst? Ich lebe doch weit besser und magere dabei immer mehr ab.“ — Bursche: „Ja, wissen's, Herr Major, des is bei uns, wie bei de Ross'. Was a dürr's Luada is, leiht sie net, kannt d' nei suattern, was d' magst.“ — („Simplicissimus.“)

— In den Brahms-Erinnerungen des Komponisten und Sängers Henschel findet sich folgender Scherz: Brahms liebte es, sich über die „Hochgeborenen“ lustig zu machen. Einmal kam die Rede auf die Kompositionen eines „hohen Herru“, über die sich Henschel abfällig äußerte. Da sagte Brahms: „Hören Sie, Henschel, man kann in der Beurtheilung der Musik eines Fürsten nicht vorsichtig genug sein; denn man kann nie wissen, wer sie eigentlich gemacht hat.“ —

— Wie reimt sich das zusammen? Das „Leutenberger Kreisblatt“ (Nr. 11) meldet: „Der gestrige Viehmarkt war mit Ochsen, Schweinen und Musikanten gut besetzt.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Die Frau eines Fabrikarbeiters in Hadtenbach bei Renscheid stürzte sich mit zweien ihrer Kinder, die sie fest an sich gebunden hatte, in einen Teich. Alle drei ertranken. Drei ältere Kinder, die sie auch tödten wollte, waren davongelaufen, als sie ihre Absicht merkten. Die Frau hatte sich die Beschuldigung einer Nachbarin, sie habe Obst gestohlen, zu Herzen genommen. — Im Unterhartz hat es am Sonnabend so stark geschneit wie im ganzen letzten Winter nicht. Der Schnee liegt fast meterhoch. —

y. In Rendsburg drang in der Nacht zum Montag ein Mann in die Wohnung eines Lokomotivführers ein und versuchte dessen Ehefrau mit einer Schlinge zu erwürgen. Er wurde durch herbeieilende Hausbewohner rechtzeitig vertrieben, erbeutete aber 160 Mark. —

— Im Krematorium in Gotha wurden im März 18 Leichen durch Feuer beflattet. —

— Zur Feier des 150. Geburtstages Goethe's (28. August 1899), beabsichtigt man, dem Dichter in Leipzig ein Denkmal zu errichten, das ihn als Studenten darstellt. Eine Skizze dazu hat der Leipziger Bildhauer Karl Seffner bereits entworfen. —

— Im „Freiburger Wochenblatt“ vom 16. März macht Heinrich Ahrens in Wetterdeich bekannt: „Gegen diejenigen, welche die falschen Vornamen Peter Christian und das ehrenkränkende Wort Großvater noch einmal wieder zu meinem Sohne Wilhelm, der bei Dr. Hoppezu Süderdeich dient, aussprechen, werde ich gerichtlich verfahren.“ — Im „Stadtanzeiger“ der „Köln. Zig.“ vom 21. März wird bekannt gemacht: „Hose mit Inhalt gefunden. Näheres durch die Agentur d. Bl., Ehrenfeld, Mahlenstraße 18.“ —

— Ein Ulanenkabell geriet in Wien am Sonntag wegen eines Mädchens in Streit mit Radfahrern. Hierbei zog er seinen Säbel und spaltete einem Mechaniker den Schädel. —

— In der Gegend von Beliki-Popovacza (Serbien) fand drei Tage nacheinander ein heftiges Erdbeben statt. Es bildeten sich große Erdspalten. Viele Häuser sind eingestürzt, sehr viele geborsten. —

— Eine Lawine ging am Montag vor Andermatt am St. Gotthard nieder und begrub zehn Mann, 2 Personen sind todt, 4 gerettet, 4 noch verschüttet. —

— Ein Zug der Dampfstrambahn Mailand-Monza verunglückte durch einen Balken, der über die Schienen geworfen war. Die Lokomotive stürzte um, Fährer und Heizer wurden leicht verletzt. —

— In Athen ist wieder eine deutsche Schule eröffnet worden. Eine frühere war eingegangen. Es sind 80 deutsche Familien mit etwa 150 Kindern im Schulalter dort ansässig. —